Originalveröffentlichung in: Härter, Karl/Jost, Harald E./Kuhn, Fritz (Hrsg.): 1250 Jahre Heppenheim. - Heppenheim: Verkehrs- und Heimatverein Heppenheim e.V., 2005. S. 357-362.

Ulrich Engel

Über die Mundart der Heppenheimer

Mundart in Heppenheim – gibt es das überhaupt noch? So mag sich mancher Gast fragen, der schnell einen Autobahn-Abstecher macht, der sich für ein paar Einkäufe oder einen Kurzbesuch vorübergehend in Heppenheim aufhält, der dabei vielleicht wenig Lokaltypisches hört, dafür viel Überlandschaftliches, Schriftdeutsches.

Es hängt natürlich davon ab, wo er hinkommt. In der Kneipe »A–Z«, gleich neben Sankt Peter, könnte er, wenn er Glück hat, den »Muggel« Müller treffen, der ihm erzählen kann, wie *mer die Kläiß isst;* in der »Post« am Kreuz trifft er vielleicht den

»Moppel« Wegmann, der ihn darüber aufklären kann, was man in der Hutzelschweiz so treibt; und in der »Rose« in Hambach, falls sie ihn reinlassen, kann er erfahren, wie man im Tal der Rosen lebt. Aber eigentlich braucht er, der Gast, gar nicht so weit zu gehen: Es reicht, wenn er durch die Bachgass' geht, langsam freilich, Zeit muss man haben, innezuhalten, wo ein paar beisammen stehen, die Ohren muss man offen haben. Und wenn alles nichts fruchtet, soll er sich nach Nikolaus Dorn durchfragen. Dann, nach kurzem Einkauf und wahrscheinlich längerem Gespräch, wird er nicht mehr fragen, ob es in Heppenheim noch Mundart gibt.

Sie lebt noch, in der Altstadt, in der Vorstadt, in den Ortsteilen, die früher Bauerndörfer waren. Aber bedroht ist die Mundart durchaus, durch die vielen Zugezogenen, durch Ein- und Auspendler, vor allem aber von denen, die nicht mehr in ihrer Mundart reden wollen, obwohl sie es könnten, die nach dem vermeintlich Besseren greifen, dem Allerweltsdeutsch der großen Majorität.

Welch ein Irrweg.

Denen aber, die die Mundart halt nicht schätzen, denen sie zu derb, zu ländlich, zu provinziell ist, sei gesagt, dass die *Hepprumer Schprooch* jedenfalls etwas höchst Interessantes ist. Denn sie liegt in einem wichtigen Grenzgebiet, zwischen dem südlichen Rheinfränkischen und südlicheren Mundarten, dem Alemannischen und dem östlich anschließenden Ostfränkischen. Diese Grenze zwischen beiden Gebieten ist die *Appel-/Apfel*-Linie; sie verläuft in west-östlicher Richtung, vom Elsaß herkommend, überschreitet bei Germersheim den Rhein und zieht sich knapp südlich von Heidelberg weiter nach Osten. Nördlich dieser Linie, also auch in Heppenheim, trinkt man *Ebbelwoi,* südlich wäre es »Apfelwein«, der aber dort meist *Moscht* heißt. Dieser Unterschied gilt auch für eine hierzulande wichtige Maßeinheit: *Zwaa Pund häb isch gekaaft,* sagt der Heppenheimer, aber *Pfund* sagt der Badener.

Fränkisch ist das Hepprumische in jedem Fall. Und deshalb weist es auch einige der Hauptmerkmale des Gesamtfränkischen auf, das sich als breiter Riegel von der Westgrenze des deutschen Sprachgebiets bis hinter Nürnberg hinzieht. Dazu gehören vor allem die Laute *b, d* und *g,* die zwischen

Publikationsserver des Instituts für Deutsche Sprache
URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:mh39-82967

Vokalen »erweicht« werden, soweit sie nicht völlig verschwinden.

Am deutlichsten gilt das für den *b*-Laut: *Mer blaiwe noch e bissel* (»wir bleiben noch etwas« sagen Gäste, wenn sie sich behaglich fühlen); *Die Kelwer wärde iwwer de Schtrooß getrewe* (»die Kälber werden über die Straße getrieben«), erzählt einer. *Des koann isch net glaawe'* (»das kann ich nicht glauben«), entgegnet ein anderer, und für die, *die uf de Kerwe* (bei der Kirchweih) mitwirken, gibt es *veel Äawed* (viel Arbeit). In einigen Ortsnamen ist das *b* sogar völlig verschwunden: *Faarnaoch* heißt »Fahrenbach« in der Mundart, *Kolmaoch* steht für »Kolmbach«. Und die Brombeeren heißen einfach *Broomel.*

Auch das *d* wird zwischen Vokalen erweicht und das *t* gleich mit. Interessanterweise werden beide in unserer Gegend durch die Erweichung zu *r* (das ursprünglich allgemein als Zungen-*r* gesprochen wurde): *Brerre* (Bretter) heißt es im alten Hepprumisch, *Laare* (Leiter), *Werre* (Wetter), *leire* (leiden): *Mer haot den Dischbedierer äwwer net guud leire kenne* (»man hat den Rechthaber aber nicht gut leiden können«), erzählt Reinhilde Frank in ihrer eindrucksvollen Schilderung von Max Medicke und seiner Drogerie.

Selbst wer längst vom Zungen-*r* zum Gaumen-*r* übergegangen ist, gebraucht dieses *r* noch heute als späten Niederschlag des zwischenvokalischen *d/t.*

Mit dem *g* hat es seine eigene Bewandtnis. Dieser Laut ist sensibler als *b* und *d.* Die kleinen Kinder, wenn sie ihre Muttersprache lernen, wagen sich erst spät an ihn, zuerst kommen *Mama, Baba,* dann *ada,* und erst mit großem Verzug stellen sich *sagen, tragen, geben* u.a. ein. Auch in den späteren Lebensjahren wird auf das *g* mehr geachtet, es ist weniger mundartstabil, ist anfälliger für schriftsprachliche Überlagerungen. Ursprünglich wurde freilich auch dieser Laut erweicht, man findet es so noch in einer überschaubaren Zahl von Wörtern: *Aache* »Augen« heißt es, *Aachedeckel* »Lider«, auch in *saoche* „sagen«, *Maoche* »Magen« hört man die Erweichung noch, aber auch – in einer älteren Art der Erweichung – in *schloue* »schlagen«, das im Übrigen heute so nicht mehr in der Stadt, sondern nur noch in Heppenheims »Stadtteilen« zu finden ist (in der Kernstadt herrscht heute das der Schriftsprache angenäherte *schlaoge*).

Neben diesen Erscheinungen wimmelt es von anderen Eigenarten, die dem Durchreisenden auffallen. Wer von Süden kommt, aus dem Badischen oder Schwäbischen, der registriert oft verwundert, dass man in Hepprum, wenn man von sich selber redet, nicht *i* sagt, sondern *ich,* das *ch* allerdings verbreitert zu einem vorderen Zischlaut, der dann gewöhnlich *sch* geschrieben wird: *Isch kaonn misch besinne* – so fangen viele Mundarterzählungen an. *Aomool noch wollt isch en Lausbuu soi* (»einmal noch möchte ich ein Lausbub sein«), seufzt Hans Franken in seinem ebenso ausführlichen wie elegischen Rückblick.

Und dann die Verkleinerungen. Wer einmal dem *Mannequin* nachspürt, der findet schnell heraus, dass es sich ursprünglich um ein *mannekin, manneken* handelte, was im Grunde »Männchen, Gliederpuppe« bedeutete, ein Ausdruck, der vor allem im Norden herrschte, im Westen aber bis an die Bergstraße reichte. Wir haben es hier mit einer niederländisch-niederdeutschen Art der Verkleinerung zu tun; der Süden hatte dafür *manlîn* »Männlein«, das im Schwäbischen zu *mãle* (mit nasaliertem a) geworden ist. Diese beiden Formen, das *Männchen* und das *Männlein,* teilen Deutschland in zwei annähernd gleich große Teile, und die Zweiteilung gilt entsprechend für viele andere Wörter. Nördlich heißt es demnach *Blümeken, Blümchen,* je nachdem ob man sich im niederdeutschen oder im mitteldeutschen Sprachbereich befindet; südlich heißt es *Blümel, Blümle* o.ä. Die Trennlinie beginnt in der Lausitz, quert Sachsen und den Thüringer Wald und läuft durch Südhessen bis ins nördliche Elsaß. In unserer Gegend zerfasert sich diese Grenze, ein Teil der Wörter hat *chen,* ein Teil hat *lein*:

Beemel ist ein »kleiner Baum«, aber *Maiersche* heißt das »Mäuerchen", *e Wächel* ist ein »kleiner Wagen«, das »Mädchen« aber heißt *Meidsche,* in der Mehrzahl *Meidschin.* Es gibt dazu sogar Mischformen, so als hätten sich die Mundart sprechenden Leute nicht für eine der beiden Nachsilben entscheiden können: *e Bopp* ist, wie man weiß, »eine Puppe«. Durch doppelte Verkleinerung, erst *lein,* dann *chen* hintendran, wird daraus *e Boppelsche,* womit in der Regel aber kein Püppchen bezeichnet wird, sondern ein »kleines Kind«. Ebenso redet man von *Haiselschin* »Häuslein«, *Plätzelschin* »kleinen Plätzen«, *Gschischdelschin* »Geschichtchen«.

Die Mundart, auch wenn sie sich dem Neuen immer wieder anzupassen versteht, verleugnet ihr Alter nie, ja sie scheint sich mit dem aus früherer Zeit Überlieferten besonders gerne zu schmücken. Typische Mundartwörter, die in der Schriftsprache nicht (mehr) üblich sind, wirken wie Runzeln in einem Gesicht, sie machen es nicht nur älter, sondern oft eindrucksvoller, in jedem Fall interessanter. Einige dieser Wörter bezeichnen Sachen, die heute nicht mehr in Gebrauch sind, andere benennen Gegenstände unserer Zeit, aber aus anderer Perspektive und mit anderem Akzent. Wir lassen zuerst eine Anzahl solcher Wörter folgen, die heute mit den Gegenständen, die sie bezeichneten, außer Gebrauch gekommen sind:

der Bouz ist eine Fantasiegestalt, meist farbig aufgemacht, mit der Vögel, Wild und manchmal auch Kinder erschreckt werden sollten, anderwärts wird er auch »Vogelscheuche« genannt;

der Platsch ist ein Brett mit Stiel, mit dem man die eingeweichte Wäsche schlug, bevor die Waschmaschine ihren Siegeszug antrat;

die Forcht war eine Furche beim Pflügen. Als *Schild* wurde vordem ein Schieber bezeichnet, der den bäuerlichen Leiterwagen vorne und hinten abschloss, als man noch nicht mit Traktoren fuhr, die Straßen nicht asphaltiert waren und die Wagen keine Gummireifen hatten;

der Wisch ist der ausgestopfte Ring, den man auf den Kopf legte, wenn schwere Körbe auf den Markt zu tragen waren, denn die schweren Lasten trug man weder unter dem Arm noch auf dem Rücken, sondern eben auf dem Kopf, was unserer heutigen bandscheibenleidenden Generation zu denken geben sollte;

der Kilwes war in Heppenheim wie im Odenwald der wassergefüllte Behälter für den Wetzstein, mit dem man die Sense schärfte (der Süden nannte ihn *Kumpf*);

das Keppsche war die große Tasse, aus der man (immer ohne Untertasse) den Kaffee trank, der damals meist nicht das war, was man sich heute unter einem ordentlichen Kaffee vorstellt. Weiter südlich und bis weit ins Schwäbische hinein hieß das *Keppsche* einfach *Schissel* »Schüssel«;

die Leier war die Bremse am Leiterwagen, die in den weiter westlich gelegenen Mundarten *Mick* hieß.

Neben solchen der alten Zeit verhafteten Ausdrücken gibt es andere, die zum Leben unserer Tage gehören. Dazu zählen:

die Aachehoorn, die im Hochdeutschen »Augenbrauen« heißen; vor allem aber

die Baoch, die in der hiesigen Mundart stets »weiblich« ist. Es ist die *Baoch,* die aus dem Kirschhäuser Tal kommend, durch die Vorstadt und die *Bachgass* fließt, der sie den Namen gegeben hat, und sich schließlich weiter westlich in die Weschnitz ergießt, es ist die *kleine Bach,* in der interessante Leute wohnen, es ist die *Haombaoch,* die nach der Mitte des letzten Jahrhunderts, wenn sie Hochwasser führte, immer noch Schlamm und Schrecken ins Dorf brachte.

der Besem ist ein altes, immer noch nützliches Hausgerät, das sich in der Mundart die mittelalterliche Aussprache bewahrt hat;

die Huhl ist ein Hohlweg, deren zwar nicht die Kernstadt, wohl aber die Stadtteile noch etliche aufweisen;

die Poude sind die Pfoten bei gewissen Haustieren, vor allem Hunden und Katzen.

geschdern sagen alte Heppenheimer, wenn sie »gestern« meinen; und

Bremme nennen sie immer noch den Ginster.

Gibt es etwas zum Weinen, so nennen sie das *groine,* und

Dannebutzel oder *Dannezabbe* nennen sie die Tannenzapfen.

Die steinerne Treppe, die bei vielen Häusern heute noch zur Haustür hinaufführt, heißt nach wie vor *Staffel*

und der Füncher heißt *Weißbinner.*

Den *Löwenzahn,* der sich sogar als resistent gegen chemischen Dünger erwiesen hat, nennen die Leute *Kuhblum* oder *Milschpisch,* in Hambach aber *Ketteblum.*

Die Erdbeere nennen sie *Äabel.*

Und schließlich verfügten die ganz Alten früher über einen trefflichen Ausdruck für alles, was ihnen unangenehm, störend oder verquer erschien; sie nannten es *letz.*

Eine Frage, die sich mancher Leserin und manchem Leser im Lauf der Lektüre aufgedrängt haben mag, sollte wohl beantwortet werden, nämlich: warum die schöne Kreisstadt Heppenheim als *Hepprum,* warum die Heppenheimer als *Hepprumer* und die Heppenheimer Mundart als *Hepprumisch* bezeichnet werden. Die Antwort muss wieder Aussprache-Eigentümlichkeiten und die Beschaffenheit unserer Sprechwerkzeuge berücksichtigen. Es ist den Historikern längst bekannt, dass die Ortsnamen mit der Endung *heim* fränkischen Siedlungen zugeordnet waren. Da der Stamm der Franken lange Zeit der mächtigste in Deutschland war, erstrecken sich die *heim*-Orte über einen großen Teil von Deutschland. Dass sich diese viel gebrauchten Ortsnamen, vor allem deren Endungen, mit der Zeit abschliffen, ist nichts Ungewöhnliches. Aus heim wurde *hem, em* usw., aus *Heppenheim* mithin *Heppenem,* dies aber (leicht) verdumpft zu *Heppenom, Heppenum.* Ein *n* zwischen zwei Vokalen steht für Mundartsprecher ganz in der Nähe des Zungen-*r*, beide werden am vorderen Gaumen, direkt hinter den Oberzähnen, gebildet. Da wird dann aus *Heppenum* leicht *Hepperum,* dann *Hepprum;* der *Hepprumer,* das *Hepprumische* schließen sich an.

Zum Schluss soll noch von einem Ausdruck die Rede sein, der vor Jahren eine kurze Unruhe in unsere meist stille Stadt gebracht hat. Ich erzähle davon nicht, weil es mit mir zu tun hat (besser sollte ich sagen: weil ich mich darin verstrickt habe), sondern weil der Vorfall zeigt, wie gefährlich es ist, sich mit Mundartproblemen auseinander zu setzen, wenn man die Mundart, über die gestritten wird, zu wenig kennt.

Als wir um 1990, zusammen mit Werner Wirth, Hans Lorenz und Karl Vock, den Mundartkreis ins Leben rufen und das Mundartbuch zusammenstellen wollten, machte die Tageszeitung ein Interview mit mir. Ich wurde gefragt, worauf bei der Auswahl der Texte und bei künftiger Mundartpflege zu achten sei. Ich sagte, dass es dabei mehr um sachliche als um bloß unterhaltende Texte gehen solle, dass Mundart etwas zu Ernstes sei, um nur bei Vereinsfeiern Heiterkeit zu verbreiten, dass wir auf *leeres Gebabbel* keinen Wert legten.

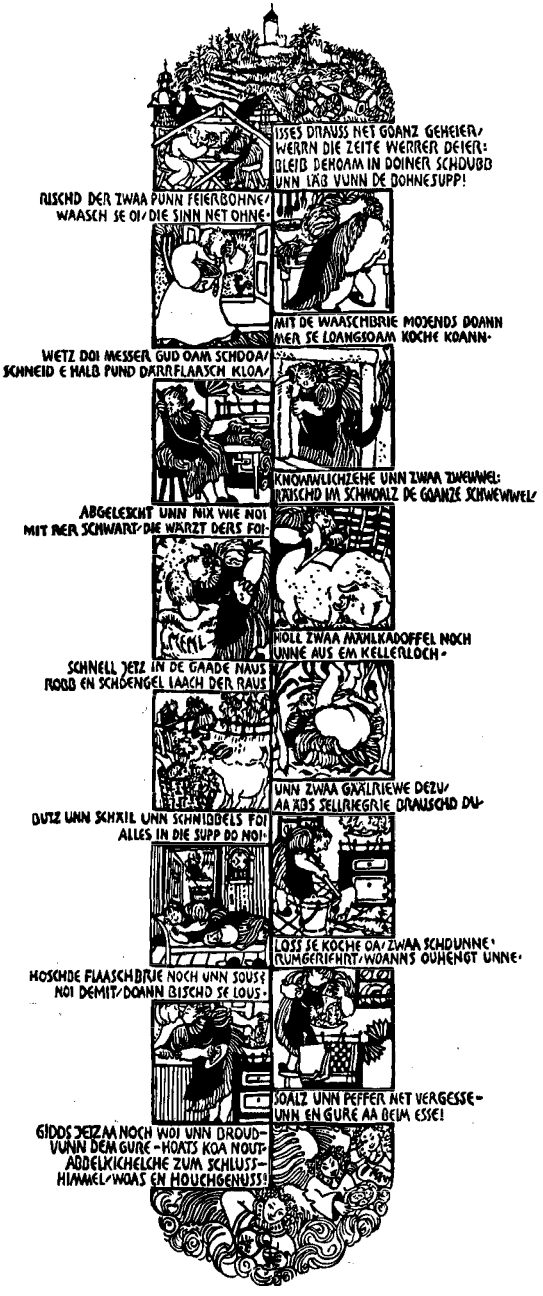
Das war der Funke, der eine heftige Diskussion in der Stadt auslöste. Das Wort rief zuerst die Bawett auf den Plan, unsere verdienstvolle Mundartkolumnistin, die empört konstatierte: in der Mundart wärd gebabbeld – (oder so ähnlich) punktum. Dann meldete sich Muggel, gleichfalls voller Ärger, mit dem Rat, ich solle bei meinem Leisten bleiben, und schloss eine Lektion an, wie sich Zugezogene in Heppenheim verhalten sollten. Andere Stimmen kamen hinzu.

Da ich im Ausland war, konnte ich mich nicht sofort zur Wehr setzen, und das war auch gut so, denn ich hätte wieder das Falsche getan. Auf das Richtige kam ich, nachdem Hans Lorenz die Vorrede zum Mundartbuch geschrieben hatte, die er mit der Mahnung beendete:

Nedd schiniern – babbele!

Ein klassischer Satz, dem er die Erläuterung anfügte: *Redde iss dess, waos werklich zäihlt.*

Damit erst wurde mir klar, dass babbele in der Hepprumer Mundart eine subtile, aber wesentlich andere Bedeutung hat als



babbeln in der Schriftsprache. Heißt es hier soviel wie »bedeutungsloses Zeug reden, inhaltslos daherreden«, so meint man in Heppenheim mit *babbele* »ungezwungen reden, zwanglos plaudern«, ohne dass damit über den Inhalt etwas ausgesagt würde. Und fest steht ja, dass das Lebenselement der Mundart die zwanglose Atmosphäre ist. Mundart kommt im Alltagskostüm daher, nicht im Talar, und auch wenn gelegentlich (und zum Glück) bei uns in Mundart gepredigt wird, ändert das nichts an der Tatsache, dass die Mundart grundsätzlich die Sprache der Nachbarschaft, des Inoffiziellen, des Privaten ist.

Und die Sprache der Kleinräumigkeit. Dies ist, wie man heute weiß, ein Relikt früherer Zeiten, als politische und damit verbundene konfessionelle Grenzen die Kontakte erschwerten und im Lauf der Jahrhunderte sprachliche Unterschiede nach sich zogen. So bedingen die alten konfessionellen und politischen Grenzen zwischen dem katholischen, kurmainzischen Heppenheim und benachbarten Orten wie Laudenbach, Hemsbach, Zell oder Gronau, die zu den protestantischen Territorien Kurpfalz und Erbach gehörten, auch heute noch Mundartunterschiede. Eine Heirat beispielsweise zwischen Protestanten und Katholiken war bis weit ins vergangene Jahrhundert hinein ein Verstoß gegen ungeschriebene Ge-setze. Dass es solche Unterschiede auch zwischen der Kernstadt Heppenheim und den vor drei Jahrzehnten eingemeindeten »Stadtteilen« gibt, ist weniger selbstverständlich, vor allem weil das »Gesangbuch«, also die Konfession, im Wesentlichen übereinstimmte und die sechs »Filialdörfer« Unter- und Ober-Hambach, Kirschhausen, Sonderbach, Erbach und Wald-Erlenbach seit ihrer Gründung eng an Heppenheim gebunden waren. Trotzdem gibt es Mundartunterschiede, so zwischen Heppenheim und Hambach. Das »Lungenkraut« etwa heißt in Hambach *Fleischblum,* in Heppenheim aber *Männlein* und *Weiblein.* In Hambach sagt man *soue* »sagen«, in Heppenheim dafür *saoche* usw. Von einigen anderen Unterschieden war oben die Rede. Diese Differenzen werden sich mit der Zeit abschleifen, aber noch spiegeln sie die alte Ortsgebundenheit

wider, das Wissen um die eigene Besonderheit und die Andersartigkeit des Nachbarn. Und die kleinen Gemeinschaften hatten ja auch ihr Gutes. Im Dorf kannte jeder jeden und alle redeten miteinander, auch wenn erst allmählich das du das respektvolle, auch bei der Anrede der Eltern und Großeltern gebräuchliche Sie oder Ihr ablöste. Wollte man jemanden über den Vornamen hinaus zuordnen, so griff man nicht nur zum Familiennamen, der nicht immer »distinktiv« war – Namen wie Müller, Mitsch und Schuster sind hierzulande so häufig, dass auch die Kombination Vorname-Familienname oft nicht eindeutig ist –, sondern zum Hausnamen, der zum Teil auch auf den Familiennamen früherer Besitzer, meist jedoch auf bestimmte Funktionen oder auch auf die Lage der Besitztümer zurück ging. Die Scholze Brück in Hambach, heute noch ein wichtiger Orientierungspunkt, hat ihren Namen daher, dass sie einst, als die Boach noch offen durchs Dorf floss, auf dem Gelände eines Dorfschulzen lag. Der Name ist heute noch gebräuchlich, obwohl die Bach längst verrohrt und die Brücke einer Straße gewichen ist. Und noch ein Brauch ist geblieben: Man grüßt sich, mindestens in den »Stadtteilen«, aber auch in Heppenheims Altstadt; man grüßt sich, auch ohne sich persönlich zu kennen. Grußloses Aneinander-Vorbeigehen gilt als sehr unhöflich und wird häufig durch schlechtes Nachreden geahndet; der Nichtgrüßer gilt als eingebildet oder ungehobelt. So lebt etwas von den alten Stadt- und Dorfgemeinschaften weiter, die auch unsere Mundarten geprägt haben.

Ob das Hepprumische, ob unsere Mundarten im Allgemeinen überleben, wie sie überleben, das hängt von verschiedenen Voraussetzungen ab. Gewiss werden viele alte Wörter mit den Sachen, die sie bezeichnen, verschwinden; gewiss werden manche Unterschiede zwischen Nachbarn sich nivellieren, keine Frage. Aber die Mundart kann sich auch anpassen an neue Verhältnisse, wie sie es zu allen Zeiten getan hat. Sie lässt neue Wörter entstehen, wenn sie gebraucht werden. Das alles ist seit anderthalb Jahrhunderten beobachtet worden.

Worauf es vor allem ankommt: Die Mundart braucht Träger, Vertreter – nicht in erster Linie Leute, die sie lieben (so wie etwa der Autor dieses Beitrags das Hepprumische liebt, ohne es, als Zugezogener, korrekt sprechen zu können), nein: Die Mundart braucht Leute, die sich zu ihr bekennen, die sie gebrauchen in den verschiedensten Lebenslagen, beim Einkaufen, bei der Arbeit, bei Behördengängen, auch in Diskussionen, die sich nicht »genieren«: die sie gebrauchen, weil sie sie brauchen.

Ich kenne eine Friseuse, die ich gelegentlich aufsuche, immerhin eine Vertrauensperson, die lehrte ihre Tochter hochdeutsch reden, damit sie nirgends aneckt, nirgends belächelt wird, nirgends Schwierigkeiten bekommt. Und ich kenne einen weitgereisten Wissenschaftler, der durch Vorlesungen im ganzen Deutschland und in der halben Welt berühmt wurde, der sagte mir: »Wenn du wissen willst, ob ich ehrlich bin, hör auf den Tonfall. Nur in meiner Mundart kann ich nie lügen.« Diese beiden gegensätzlichen Positionen – mit zahlreichen Zwischenformen – stehen für unterschiedliche Einstellungen der Heppenheimer zu ihrer Mundart. Welche der beiden Positionen sich am Ende durchsetzt, wird entscheidend sein. Die Zeit wird es weisen.

Literatur

BAUER ERIKA, Dialektgeographie im südlichen Odenwald und Ried (= Deutsche Dialektgeographie, Heft 43), Marburg 1957

ENGEL, ULRICH/LORENZ, HANS/VOCK, KARL (Hg.), Mundart in Heppenheim. Texte aus dem ersten Mundartwettbewerb der Stadt Heppenheim a. d. B., mit kommentierenden Beiträgen, 2. Auflage, Heppenheim 1995

KÖNIG, WERNER, dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Mit 138 farbigen Abbildungsseiten, 2. Auflage, 1978

MARTIN, BERNHARD, Die deutschen Mundarten. Mit 21 Karten im Text, 2. Auflage, Marburg 1959